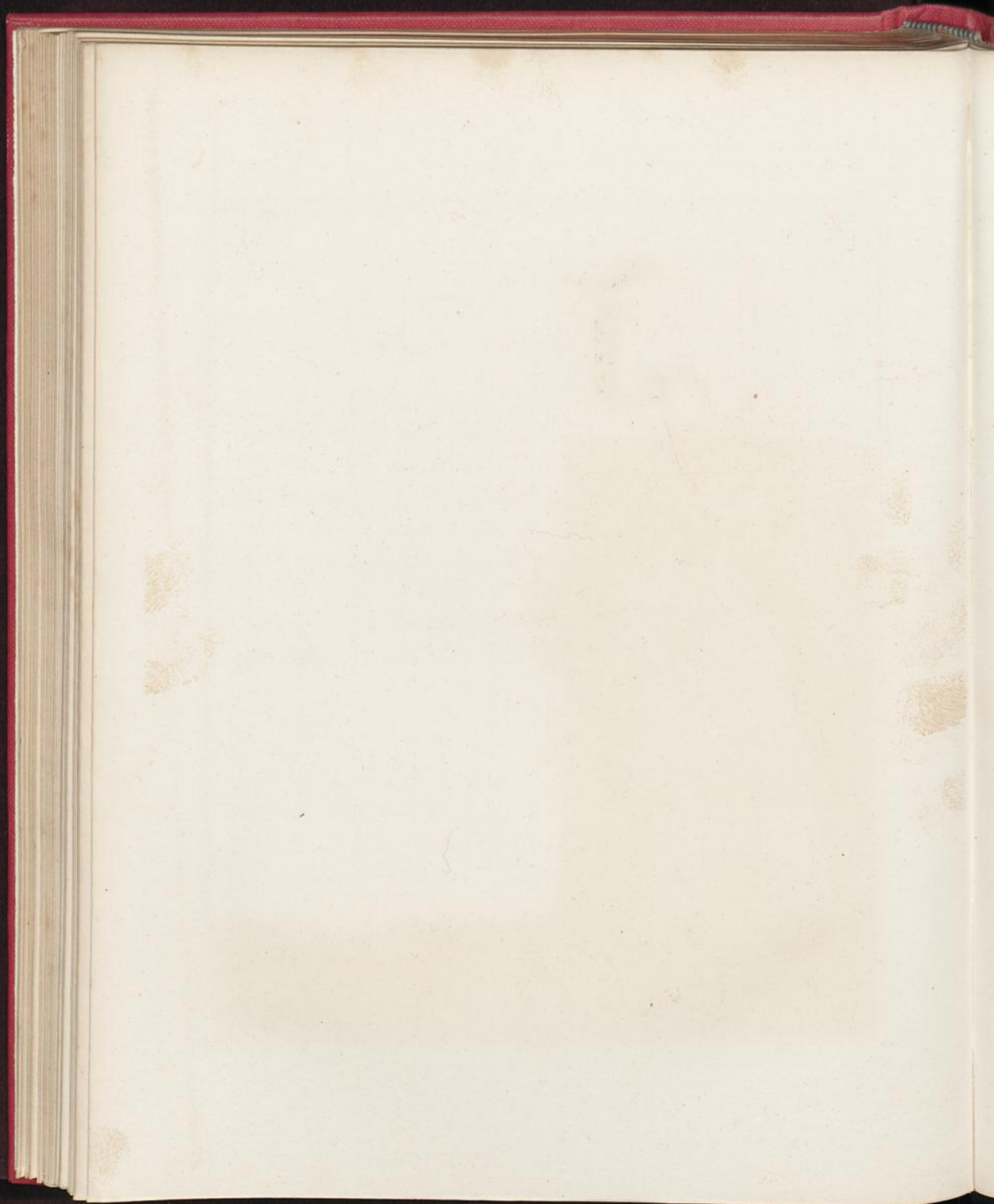




## Späte Rosen.

von  
Theodor Storm.

Ich befand mich in der Nähe einer norddeutschen Stadt auf dem Landhause eines Fremdes. Wir hatten einen großen Theil der Jugend zusammen verlebt, bis wir fast am Schlusse derselben durch die Verschiedenheit unseres Berufes getrennt wurden. Während der zwanzig Jahre, in denen wir uns nicht gesehen, war er der Chef eines von ihm begründeten bedeutenden Handlungshauses geworden; mich hatten die Verhältnisse in die Fremde getrieben und dort für immer festgehalten. Jetzt war ich endlich einmal wieder in der Heimath.





Die Frau des Hauses hatte ich bisher noch nicht gekannt. — Sie war nicht jung mehr; aber in ihren Bewegungen war noch die Leichtigkeit der Jugend, und ihre ruhig blickenden Augen waren von einer kindlichen Klarheit. Es herrschte zwischen diesen beiden Menschen, wie ich bald zu bemerken Gelegenheit hatte, eine gegenseitige fast bräutliche Rücksichtnahme. Wenn sie zum Frühstück frisch gekleidet in den Saal trat, suchten ihre Augen zuerst nach ihm und thaten an die seinen die stille Frage, ob sie ihm so gefalle. Dann verschwand für einen Augenblick die tiefe Falte von seiner Stirn und er empfing ihre dargereichte Hand, als werde sie erst eben ihm geschenkt. Mitunter, wenn er in seinem Arbeitskabinett am Schreibtisch saß, trat sie aus ihrem Wohnzimmer oder aus dem dahinter liegenden Gartenfaal und setzte sich schweigend neben ihn; oder sie war ungesehen hinter seinen Stuhl getreten, und legte still die Hand auf seine Schulter, als müsse sie ihn versichern, daß sie in seiner Nähe, daß sie für ihn da sei.

Es war im Oktober an einem klaren Nachmittage. Mein Freund war eben nach Beendigung seiner Geschäfte aus der Stadt zurückgekehrt, und wir saßen nun, die alte Zeit beredend, auf der breiten Terrasse vor dem Hause, von der man über den tiefer liegenden Garten und über eine daran grenzende grüne Wiesenfläche auf das dunkle Wasser der Meerbucht und jenseits dieser auf sauft ansteigende Buchenwälder hinaus sah, deren Laub sich schon zu färben begann. Dies Alles und der tiefblau herbsthimmel darüber war von den hohen Pappeln, die zu beiden Seiten der Terrasse standen, wie von dunkeln Niesencoulißen eingefast. — Die Frau meines Freundes war, ihr jüngstes Töchterchen an der Hand, aus der offenen Flügelthür des Gartenfaals getreten, und mit einem stillen Lächeln an uns vorübergegangen; sie wollte sich nicht in unsre Schattenwelt drängen, an der sie keinen Theil hatte. Nun stand sie mit dem Kinde auf dem Arm am Rande der Terrasse, und blickte einem vorüberziehenden Dampfschiffe nach, dessen Mädergebrause schon eine Zeitlang die Stille der Landschaft unterbrochen hatte. Ihre hohe Gestalt, die

Umrisse ihres edlen Kopfes hoben sich deutlich gegen den dunklen Himmel ab.

Unser beider Augen mochten ihr unwillkürlich gefolgt sein; denn das Gespräch verstummte. Ich langte gedankenlos nach den Trauben, die in einer Krystallshale vor uns auf dem Marmortische standen.

„So hat es kommen müssen,“ sagte ich endlich, indem ich den Gegenstand unserer Unterhaltung noch einmal wieder aufnahm, „ich, der sogar mit Kastanien und Kirschsteinen Handel trieb, wurde ein Mann der Wissenschaft; und du, — wo sind deine Trauerspiele geblieben, die du als Secundaner schreibst?“

„Die italienische Buchführung,“ erwiderte er lächelnd, „ist ein scharfes Pulver gegen die Poesie; und gleichwohl habe ich noch den festen Willen hinzuthun müssen, damit das Mittel anschlug.“

Er sah mich mit seinen dunklen Augen an, die noch den idealen Zug verriethen, der ihn in seiner Jugend auszeichnete. „Es mag dir Mühe gekostet haben,“ sagte ich.

„Mühe?“ wiederholte er langsam; „es ist vielleicht das Wenigste, was es mich gekostet hat.“ Und dabei flog ein Blick zu seiner Frau hinüber, von einer solchen Energie der Härlichkeit, von einer Freude des Besizes, als habe er die Geliebte erst vor Kurzem sich errungen.

Unwillkürlich mußte ich eines kleinen Vorfalles am ersten Tage meines Hierseins gedenken. Damals, beim Eintritt in das Arbeitskabinett meines Freundes, fiel mein erster Blick auf das neben seinem Schreibtisch hängende Bildniß eines schönen jugendlichen Mädchens. Es war in Oel gemalt, in klaren lichten Farben und von einer wahrhaft leuchtenden Heiterkeit und Lebensfrische. Auf meine Frage, wen es vorstelle, erwiderte Rudolph: „Es ist das Bildniß meiner Frau. Das heißt,“ setzte er hinzu: „des Mädchens, das später meine Braut und dann meine Frau geworden ist. Es war für die Großeltern gemalt, und ist aus deren Nachlaß an sie zurückgelangt.“ Er war bei diesen Worten gleichfalls vor das Bild getreten, während ich in Gedanken die jugendlichen Züge mit denen der nur



noch flüchtig gesehener Frau verglich. — Als ich nach einer Weile mich zu ihm wandte, trug sein Antlitz den unverkennbaren Ausdruck einer fast schmerzlichen Sinnigkeit, den ich mir bei meinem längeren Aufenthalte immer weniger zu erklären wußte. Denn dieses Mädchen war ja sein geworden; sie lebte und — so schien es — sie beglückte ihn noch jetzt.

Nun, als in diesem Augenblick die schöne ruhige Gestalt vor uns von der Terrasse in den Garten hinabstieg, und da ich nicht fürchtete, eine ungeheilte Wunde zu berühren, vermochte ich meine damalige Beobachtung nicht länger zu verschweigen. „Was war das, Rudolph?“ sagte ich und nahm die Hand meines Jugendfreundes, „sage mir es, wenn du es kannst!“

Er blickte noch einmal in den Garten hinab, hinter dem aus den Wiesen schon die Abendnebel aufzusteigen begannen; dann strich er das schlichte Haar von seiner Stirn, und sagte mit dem herzlichsten Ton seiner mir einst so vertrauten Stimme: „Es ist kein Unrecht dabei und auch kein Unheil; ich kann es dir schon sagen — so weit so etwas überhaupt sich sagen läßt. — Du hast es seiner Zeit aus meinen Briefen erfahren, wie ich meine Frau vor nun fast funfzehn Jahren in meinem elterlichen Hause kennen lernte. Sie besuchte meine Schwester, mit der sie im Bade auf unseren Westsee-Inseln zusammengetroffen war. Ich lebte damals in der angestrengtesten und aufreibendsten Thätigkeit. Ein Compagnon, auf dessen Mitteln ein Theil des kaum aufgeführten Handelsgebäudes ruhte, war plötzlich ausgeschieden, und das Fehlende mußte auf andere Weise und in kürzester Frist ersetzt werden. Dazu kam die Errichtung der Dampfschiffahrts-Societät, die ich schon derzeit im Plane hatte; dessen Ausführung aber die Eifersucht unserer Nachbarstadt immer neue Hindernisse entgegenstellte. Ich bedurfte, wenn ich den Tag in Arbeit und Aufregung hingebracht hatte, einer ermunternden Theilnahme, eines Zufluchtsortes, an dem ich mein Herz ausruhen konnte. Beides fand ich bei der jungen Freundin meiner Schwester. Abends im elterlichen Garten beim Auf- und Ab-

wandeln zwischen den Ligusterzäunen waren meine Pläne und meine Sorgen der Gegenstand unsrer Gespräche; sie hatte ein Ohr und Verständniß für Alles. Die Einfachheit und Sicherheit ihres Wesens, die du neulich am ersten Tage meines Hierseins an ihr bewunderdest, war schon damals vorhanden. Doch auch der Muthwille der Jugend war ihr nicht fremd. Ich erinnere mich eines Abends, wo ich den beiden Mädchen an dem alten Gartentisch in der Laube gegenüber saß. Es war an diesem Tage aller Art Unglück für mich eingetroffen. In einem augenblicklichen Anfall von Muthlosigkeit rief ich aus: „Es geht am Ende dennoch über meine Kräfte!“ Sie antwortete nicht darauf; aber sie stützte schweigend das Kinn in ihre Hand und sah mich eine Weile wie mit zürnenden erstaunten Augen an. Dann wandte sie den Kopf zu meiner Schwester und sagte lächelnd: „Siehst du! Er glaubt schon selbst nicht mehr daran!“ Und sie hatte Recht; schon in den nächsten Wochen fühlte ich, daß meine Kräfte reichten. Es verstand sich endlich fast von selbst, daß sie ihre Hand in meine legte; daß ich sie festhielt. Andere sagten mir von ihrer Schönheit; ich sah sie darauf an; ich hatte nie daran gedacht und dachte auch ferner nicht daran. So ward sie meine Frau; eine Genossin des Lebens, das der Tag mir brachte und in immer erneuter Aufgabe zur Lösung vor mich hinstellte. Du wirst es erinnern — denn ich habe dir damals öfterer geschrieben — wie von nun an ein Wirrsal nach dem andern gelöst wurde. Mir war dabei fast, als geschehe es durch ihre Hand; denn sie an ihrem Plaze wußte Alles zur rechten Zeit zu thun; sie verstand die stumme Sprache der Dinge, gleich der Goldmaria des Märchens, die es im Vorübergehen aus den Bäumen rufen hört: Schüttle uns, wir Aepfel sind alle miteinander reif! — Schon nach einigen Jahren vermochte ich dies Landhaus zu verlassen und unseren einfachen Wänschen gemäß einzurichten. Aber mit dem Glück, das mich begünstigte, mehrten sich auch meine Geschäfte; ich hatte nicht sie, sie hatten mich; ich war eingefangen in einem Netz von Combinationen, deren eine immer die andere ablöste; alle Kräfte



meines Geistes waren in diesen einen Dienst gegeben, der sie Tag für Tag in Anspruch nahm.

Mein Freund hielt inne; seine älteste zwölfjährige Tochter war aus dem Hause zu uns getreten und fragte nach der Mutter. Er nahm sie in seinen Arm, und horchte nach dem Garten hinunter. Drüben von dem Glashaufe her, das mit seiner weißen Firt neben der Gartenmauer aus dem Gebüsch ragte, hörte man das Lachen der Kleinen und dazwischen wie beschwichtigend die Stimme der Mutter. „Geh' Jenni!“ sagte er lächelnd, „es sind zwei große Feigen reif; ihr dürft sie nehmen!“ — Sie nickte, und fort war sie, die Treppen hinab und durch die Makenpartien, welche sich unterhalb der Terrasse ausbreiteten, seitwärts im Gebüsch verschwunden.

Der Vater sah ihr einen Augenblick nach; dann fuhr er fort: „Es war im Frühling eines Sonntags Nachmittag; das schlanke Mädchen, das wir eben zur Mutter hinabgeschickt, mochte damals kaum ein halbes Jahr zählen. Der Gartensaal hier an der Terrasse war eben ausgemalt, die Frühlingssonne beschien den Estrich, und durch die offenen Flügelthüren drang der Duft der sprichenden Blätter und Knospen. Ich hatte auf dem Sopha sitzend ein Buch zur Hand genommen, desgleichen mir seit lange nicht mehr vor Augen gekommen war; ich weiß nicht, gedachte ich deiner und unsrer einst so eifrig betriebenen altdeutschen Studien, oder wollte ich mich nur vergewissern, daß hier außen für mich eine andere Welt sei, als drüben in der Stadt zwischen den dunklen Wänden meiner Schreibstube. Es war Meister Gottfrieds Tristan, den ich aufgeschlagen hatte. In einiger Entfernung mir gegenüber am Fenster saß meine Frau mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt; nebenan im Zimmer schlief das Kind in seiner Wiege. Es war Alles still; nichts störte mich, mit Tristan und Iwote die Meerfahrt zu beginnen.

Die Kiele streichen hin; in der einsamen Mittagstunde sitzt Iwote auf dem Verdeck. Der Sommerwind weht in ihren goldenen Haaren; aber ihre Augen quellen über, aus Weh nach der Heimath, aus Furcht vor der Fremde, wo sie des greisen

Königs Gemal werden soll. Tristan will sie trösten; aber sie stoßt ihn zurück; sie haßt ihn, weil er ihren Ohm Morolt erschlagen hat. Die Luft geht schwül, sie dürstet. In der Schiffskeminate, schlecht verwahrt, steht der Minnetrank, der Iwote's Herz dem alten Bräutigam entzünden soll. Ein kleines Fräulein ruft: „Seht, hier steht Wein!“ und Tristan bietet ahnungslos der Königin den Becher.

„Sie trank mit Zaudern, ihr war so schwer,  
Und gab es ihm; da trank auch er.“

Und nun beginnt das Zauberpiel des alten Dichters; wir leben mit ihnen in ihrem Zweifel und in ihrer Herzensgier, wie sie nicht wollen und doch müssen, wie sie noch glauben frei zu sein und dennoch fürchten es zu werden. Unaufhaltsam quellen die süßen Verse hervor; mit ihrer heimlich dringenden Weise bethören sie das Herz. Ich sah es vor mir, das schöne jugendliche Paar, wie sie zusammen am Bord des Schiffes lehnen. Sie blicken hinaus über das Wasser, um nicht zu sehen, wie ihre Hände heimlich in einander ruhen; und, während sie ganz einer in dem andern trunken sind, reden sie wie zufällig fremde Worte, von Meer und Nebel, von Luft und See. —

Der Duft des Bechers, den der alte Meister seinem Leser so nahe zu bringen weiß, stieg auf und begann auch an mir sein Zauberwerk zu üben. Durch die Dichtung wurde etwas in mir bewegt, was das Leben bis dahin hatte schlafen lassen; ich hatte diese andere Welt nicht kennen gelernt, die Tristan und Iwote nun ihre eigenen unerbittlichen Gesetze aufnöthigt, mit der der Dichter selbst, wie er zu Anfang sein's Werkes sagt, verderben und gedeihen will.

Ich sah von dem Buch zu meiner Frau hinüber. Damals, mein Freund, lag noch der Duft der Jugend auf ihren feinen Wangen. Durch's Fenster fielen die Schatten der jungen Pappelblätter auf ihre Stirn und bewegten sich leise hin und wieder, während sie die Augen auf ihre Arbeit niedergeschlagen hatte. — War sie nicht ebenso schön wie „der Minne Federspiel, Iwot?“ Oder war der Minnebecher kein bloßes Symbol, und



bedurfte es wirklich des geheimnißvollen Trankes, um jenen holden Wahnsinn zu erschaffen?

In diesem Augenblick erwachte nebenan das Kind. Die junge Mutter stand auf und warf die Arbeit hin; aber, während sie durch den Saal ging, sah sie mich mit ihren schönen heitern Augen an und winkte mir, ihr zu folgen. — Ich mußte lächeln. „Was willst du noch?“ sagte ich halblaut zu mir selbst, und schlug das alte Zauberbuch zusammen. Und schon war sie zurück, und brachte mir das Kind, das die großen verschlafenen Augen gegen die helle Frühlingssonne aufriß. —

So blieb es ruhig zwischen uns, wie es gewesen war. Ein Jahr nach dem andern ging dahin; und in wähernder Zeit verblühte allmählig die schöne jugendliche Frau an meiner Seite. Ich sah es nicht, ich hatte kein Auge dafür, wie die Züge ihres lieben Angesichts unmerklich den weichen Umriss der Jugend verloren, und wie der Seidenglanz ihres blonden Haares erlosch; nur ihres geistigen Wesens wurde ich mir immer klarer bewußt; ich fühlte deutlich, wie es sich immer fester begründete, und ebenso, wie ich sie immer mehr verehrte.

Vor drei Jahren wurde uns noch eine zweite Tochter geboren — horch nur! sie sind im Glashause; wie sie mit der Schwester disputirt! —

Indessen hatten sich meine Arbeiten allmählig vereinfacht; die Geschäfte gingen ihren geordneten Gang, so daß ich Manches anderen Händen überlassen konnte. Mein Leben gewann endlich wieder Raum für andere Dinge. Da das Nothwendigste ohne Zwang geschehen konnte, so machte sich der dem Menschen eingeborne Drang nach Schönheit wieder geltend. Ich gab dem Garten seine jespige Gestalt und ließ dort unten das Rosarium anlegen. Du hörtest schon, wie sie die Rosen vor allen anderen Blumen liebt. Im Jahre darauf wurde hinter demselben der geräumige Pavillon erbaut. Die Polymosaik des Fußbodens, die Sessel und was sonst an Geräth hineingehörte, ließ ich nach Zeichnungen eines befreundeten Architekten von geschickten Handwerkern anfertigen; die hohen Fenster wurden zur Hälfte mit hellgrauen seidenen Gardinen verhangen, so daß ein gedämpftes wohl-

thuendes Licht entstand. Hier in dieser Gartenstille las ich zum ersten Mal in ungestörtem Zusammenhang die alten ewigen Gefänge, die Odyssee — die Nibelungen; ich las sie laut, denn sie las neben mir und hörte, und ihre fleißigen Hände ließen unbewußt die Arbeit ruhen. Auch die Hausmusik war nicht vergessen; mir hatte das Leben keine Zeit zur Ausübung einer Kunst gelassen, aber meine Frau verstand es zu singen, sie hatte es schon immer gern in meiner und der Kinder Gegenwart gethan. Nun traten Andere hinzu, die ein Gleiches leisteten; denn unmerklich hatte sich uns ein kleiner Kreis theilnehmender und gleichgesinnter Menschen angeschlossen.

So war im Juni vorigen Jahres mein vierzigster Geburtstag herangekommen. — Die Frühlingssonne weckte mich; sonst schlief noch Alles. Ich kleidete mich an und ging durch das schweigende Haus hinaus auf die Terrasse. Der Rasen unterhalb derselben war noch in tiefem Schatten; nur die Spitzen der Bäume und der goldene Knopf des Gartenhauses leuchteten in der Morgensonne; drüben auf dem Wasser lag noch der weiße Nebel, aus dem die schwankende Spitze eines Mastes nur dann und wann hervorsah. Ich stieg langsam in den Garten hinunter, ganz erfüllt von dem Gefühl der süßen unberührten Fröhe. Ich trat leise auf, als fürchtete ich, den Tag zu wecken.

Am vorhergehenden Abend war ich wieder einmal über Meister Gottfrieds Tristan gerathen und hatte mich ganz in das alte Buch vertieft. Es waren die letzten Blätter, die diese anmuthige Dichterhand geschrieben.

Der Minnetrank hatte seine Zauberkraft bewährt. Die schöne Königin Ise und Tristan, des Königs Nefte, sie konnten von einander nicht lassen. Der alte langmüthige König hat endlich die Schuldigen verbannt. Der Dichter aber thut seinem klopfenden Herzen Genüge und führt seine Lieblinge fern von den Menschen in die Wildniß. Kein Lauscher ist ihnen gefolgt; die Sonne scheint, die Kräuter duften; in der ungeheuren Einsamkeit nur sie und er; um sie her der säuselnde Wald und unsichtbar in den Lüften der unablässige Gesang



der Vögel. Sie wandeln im Abendschein durch die Wiese, hin wo der kühle Brunnen klingt; dort sitzen sie nieder unter der Linde und blicken zurück nach der Felsengrotte, wo sie die Nacht zusammen ruhten. Sie reiten bei Sonnenaufgang durch die thaubeneigte Haide auf die Pirsch, die Armbrust in der Faust, die Kofse an einander drängend, Ifofens goldenes Haar um Trifans Schultern wehend.

In der stillen Morgenluft stiegen die Bilder der Dichtung wie Träume in mir auf. — Indessen war die Zeit vorgerückt; die Sonne schien warm auf die Gartensteige, die Blätter tropften, die Wohlgerüche der Blumen verbreiteten sich, und in den Lüften begann das feine Getöse der Insektenwelt. Ich empfand die Fülle der Natur und ein Gefühl der Jugend überkam mich, als läge das Geheimniß des Lebens noch unentfegelt vor mir. Ich beschleunigte meinen Schritt, ich trat fester auf; unwillkürlich streckte ich den Arm aus und brach einen blühenden Zweig von dem Gebüsch, das nebenan im Rasen stand. — Unten vor dem Pavillon standen noch die Gartenstühle, wie wir sie am Abend verlassen hatten; an den verschlossenen Läden rieselte der Thau herab. Ich nahm den Schlüssel aus seinem Versteck unter der Treppentstufe und sperrte die Thüren auf, damit die Morgenluft hereindringen könne. Dann ging ich zurück, rüttelte im Vorübergehen an der verschlossenen Thür des Glashauses, und trat nach einer Weile durch den Gartenfaal in das Wohnzimmer meiner Frau. Es rührte sich noch nichts im Hause, die Morgenruhe lag noch in allen Winkeln. Aber ein starker frischer Rosenduft schien die Nähe eines Geburtstagsstiftes zu verrathen. Als ich die Thür meines Arbeitszimmers öffnete, fielen meine Augen auf ein Delgemälde in ovaler Medaillonform, das angelehnt auf meinem Schreibtisch stand. Es war das lebensgroße Profilbild eines Mädchenkopfes; über dem schweren Goldrahmen, der es einfaßte, lag eine Guirlande von vollen rothen Centifolien. — Der Kopf war ein wenig zurückgeworfen, das glänzende blonde Haar schien erst eben von einer leichten Hand zurückgestrichen; auf den halbgeöffneten Lippen lag der köstliche Uebermuth der Jugend.

Ich stand athemlos und starrte das schöne jugendliche Antlitz an; mir war, als dürfe ich meine Nähe nicht verrathen, als könne von einem unvorsichtigen Hauche Alles in Dufst verwehen. — Es mußte eine Welt voll Frühlingssonnenlichtes sein, in welche diese jungen lachenden Augen hinausfahen. Ich neigte unwillkürlich das Haupt. Sie — sie wäre es gewesen! Mit ihr wäre auch ich in jene Einsamkeit geflohen, nach der jedes Menschenherz einmal verlangt". . . —

Rudolph faßte meine Hand.

„Und weshalb war sie es nicht gewesen? — Du kennst das Bild. Was ich gesehen, war nicht die Phantafie eines Malers, nicht etwa die blonde Königin Ifofe, die vielleicht niemals gelebt hat. Dies Antlitz vor mir hatte dem Leben, meinem eigenen Leben angehört; so war sie einst gewesen, die vor vielen Jahren ihre Hand in meine legte, die noch an meiner Seite lebte.

Ich blickte wieder auf, es ließ mich nicht; der Durst nach Schönheit überwältigte mich ganz. Der Anfang eines alten Liedes fiel mir ein: „O Jugend, o schöne Rosenzeit!“ — sie hatte es damals in meinem elterlichen Hause oft gesungen. Ich streckte die Arme nach dem Bilde aus, als müsse sie so noch einmal wiederkehren, als sei diese süße jugendliche Gestalt noch nicht für immer der Vergangenheit anheimgefallen.

Da plötzlich, während mein Herz von Neue und von vergeblicher Sehnsucht zerrissen wurde, überkam mich ein Gedanke unzweifelhaften, unaussprechlichen Glückes. Sie, die das einst gewesen war, sie selber lebte noch; sie war in nächster Nähe, ich konnte schon jetzt, in diesem Augenblick noch bei ihr sein.

Ich verließ das Zimmer, ich suchte sie; aber sie war nicht mehr im Hause. Als ich in den Garten hinabging, unterhalb der Terrasse kam sie mir entgegen. Sie sah mich lächelnd an, als wolle sie in meinen Augen die Freude über ihr Geburtstagsangebinde lesen. Aber ich ließ ihr keine Zeit, ich faßte schweigend ihre Hand und führte sie in den Garten hinab. — Und wie sie in dem weißen Morgenkleide in ihrer mädchenhaften Weise neben

mir ging, mit ihren stillen Augen mich fragend und erkannt betrachtend, wie ihre Hand so leicht und hingegeben in der meinen lag, da konnte ich nicht erwarten, mich anbetend vor ihr niederzuwerfen; denn alle Leidenschaft meines Lebens war erwacht und drängte ihr entgegen, ungestüm und unaufhaltsam.

Rudolph schwieg einen Augenblick; dann sagte er leise, indem er vor sich in das Abendroth blickte, das schon mit seinem letzten Schein am Himmel stand: „So habe auch ich noch aus dem Minne-

becher getrunken, einen tiefen, herzhaften Zug; zu spät — aber dennoch nicht zu spät!“

Wir saßen schweigend neben einander; allmählig brach die Dunkelheit herein. Im Garten war Alles still geworden; aber im Pavillon unten waren schon die Lichter angezündet und schienen durch die Büsche. Nun wurde ein Accord angeschlagen, und von einer tiefen Altstimme gesungen klangen die Worte durch die Nacht:

O Jugend, o schöne Rosenzeit!

### Anselm von Bern.

Von H. v. Koppel.

Vor Zeiten lebt' in der Furcht des Heren  
Bischof Anselm im Land zu Bern.

Der spendete Segen und erndtete Dank  
Und manchen Gulden baar und blank.

Doch er verbracht' es nicht für sich,  
Den Armen gab er's mildiglich.

Und wenn er ritt von Thal zu Thal,  
Bog er sein Säckel hundertmal.

Er ritt ein Saumthier fromm und schlau,  
Das kannte die Armen schon ganz genau.

Und wo es einen am Wege fand,  
Da naht es von selbst und nickt und stand.

Die blinde Grete von Hochkapell,  
Den lahmen Hans von Appenzell,

Den stummen Jürgen, die taube Mariann,  
Die närrische Käte, den alten Johann;

Von Oberjellen die Kinder und Frau'n,  
Die Kranken und Krüppel am Wilmer Baum;

Sie alle kannt' es und hemmte den Trab,  
Bis Jedem der Bischof ein Scherlein gab.

Einst trat der Abt von Hohenstein  
In des frommen Bischofs Wohnung ein.

„Herr Bischof, ich muß über Land,  
Zu prüfen der Seelen Bucht und Stand;

Doch ward mein Pferd über Nacht mir krank;  
Leih' Eures mir, Gott weiß es Euch Dank.“

„Gern leih' ich's Euch als guter Christ,  
Obwohl mein Pferd nur ein Esel ist.

Doch Ein's zuvor beding' ich mir:  
Führt sanft den Bügel, schon't das Thier.“

Der Abt begann sogleich den Ritt,  
Und der Esel ging in gutem Schritt.

Doch sah er die blinde Grete bald  
Und naht' und nickt' und machte Halt.

Seltzam! der Abt verwundert denkt,  
Und zupft und zerrt und treibt und lenkt.

Indeh, bei aller Eil' und Hast,  
Die Näh' der Grete beschämt ihn fast;

Er wirft einen Heller ihr in den Schooß,  
Und plöglich kommt er von ihr los.